

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 127.

Dienstag, 10. Mai

1932.



12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

17.

Maximiliane lehrte zurück; sie lächelte vergnügt, als sie eine kleine Ledertasche öffnete, mehrere Papiere auseinanderfaltete und eines davon Fahrensoll überreichte.

„Was wird das sein, Papi?“

„Keine Ahnung, Kind!“

„Schau's dir an!“

„Ein Pilotenzeugnis! Wahrhaftig! Und, Donnerwetter, ausgestellt auf deinen Namen?“

Maximiliane lachte in fröhlicher Herzlichkeit.

„Jawohl, Papi! — Nicht wahr, das hättest du nicht erwartet, aber mich freut es, daß wir darauf zu sprechen kamen; so kann ich dir doch wenigstens beweisen, daß auch ich ernsthaft zu arbeiten verstehe!“

Fahrensoll betrachtete noch immer das Pilotenzeugnis.

„Brav, brav!“ war alles, was er vor Verblüffung zu sagen wußte.

Maximiliane weidete sich an seiner Überraschung und sog seine Anerkennung in stolzem Glück in sich auf.

„Was das für ein Kampf war, bis einige Kameradinnen aus dem Institut und ich der Vorsteherin die Erlaubnis abgerungen hatten, fliegen lernen zu dürfen, das kann man gar nicht beschreiben!“ — Maximiliane lachte hell auf. „Aber wir haben uns durchgesetzt! Tag für Tag haben wir sie mit Bitten, Vorwürfen und Drohungen bestürmt, bis sie weich war und sich, allerdings in Todesängsten, fügte. — Nachher, als wir ihr etwas vorschlugen, war sie natürlich ebenso maßlos stolz auf uns, wie sie vorher Angst gehabt hatte!“

Erwartungsvoll blickte sie Fahrensoll an, und wieder errötete sie unter seinem Lob vor Stolz und Glück.

Als er sich wieder in die Zeitung vertiefte, beobachtete sie ihn noch lange mit selbstvergessenem Blick.

Ich glaube, er bemerkt gar nicht, daß ich ein junges und hübsches Mädchen bin! dachte sie nach einer Weile ärgerlich. Er behandelt mich wie ein Kind, oder, wie einen guten jüngeren Kameraden, den man an seinen Erfahrungen profitieren läßt. Es scheint ihm alles, was er erlebt hat, so selbstverständlich zu sein, daß man ihn immer wieder darauf aufmerksam machen muß, daß man sich dafür interessiert!

Mein Gott!, sehten ihre Gedanken sich nach einer Weile fort, als Fahrensoll noch immer nicht aufschah. Er scheint an das Auskommen mit sich selbst und höchstens noch mit Märgen so gewöhnt zu sein, daß er, wie er selbst sagt, das Gefühl für Angehörige und eine engere Umgebung völlig verloren zu haben scheint!

Sie seufzte: Er schien wirklich sehr schwer zu behandeln und noch schwerer zu erziehen zu sein!

Lutz Hartner arbeitete im Konstruktionsbureau mit völliger Hingabe an seinen Aufgaben. Auch des Nachts sah er wie früher mit trotiger Energie über seinen Arbeiten.

Mehrmals schon war er Lanna Rhomberg begegnet; er hatte auf ein Zucken ihrer Mundwinkel, auf einen kurzen, schmerzlichen Blick gewartet, um ihr sagen zu können, daß er ihr bei jedem Zusammensein von den verschwiegene Tatsachen hatte berichten wollen, daß er jedoch die seelischen Hemmungen nicht hatte überwinden können.

War denn das so schwer zu verstehen, daß er sich sein Leben selbst hatte einrichten, seine Erfolge sich selbst hatte verdanken wollen?! Er hatte ja schon mehrmals den Anlauf dazu genommen, mit ihr darüber zu sprechen, aber dann war meistens eine Ablenkung gekommen, oder die Hemmung, die einfach da und nicht zu beseitigen gewesen war, war plötzlich unüberwindbar groß in ihm aufgestiegen.

Ich begreife es jetzt selbst nicht mehr, gestand er sich, daß ich diese Hemmungen nicht niedergeschlagen habe, wie ich so vieles schon überwinden mußte; ich kann's mir nur damit erklären, daß meine Natur, meine Charakteranlage stärker waren als mein Wille. Später, wenn ich einen Abschluß erreicht gehabt hätte, hätte ich wohl bestimmt davon gesprochen — sicher würde ich es getan haben!

Lanna Rhomberg jedoch gab ihm mit keinem Zeichen zu erkennen, wie sehr sie unter dem Geschehenen litt.

Ich begreife es nicht, dachte sie immer wieder. Er hat sich verhalten, als ob es eine Schande sei, der Sohn eines reichen Mannes zu sein und sich sein Studium und sein Vorwärtkommen dennoch aus eigener Kraft erarbeitet und erkämpft zu haben! — Und wir sind verlobt gewesen, und er hat mir die persönlichsten Erlebnisse und Gedanken vorenthalten, nicht als ob wir ein ganzes langes Leben hätten zusammengehören sollen, sondern nur eine Weile nebeneinander hergegangen wären, wie in einem Verhältnis, in dem es sich nicht lohnt, sich ganz zu geben! — Ich begreife es nicht!

Der weiterhin nagende Zweifel, ob er die Pläne des „Ikarus XI“ in seiner ihr unverständlichen geistigen Einstellung aus irgend einem unerkennbaren Grunde nicht doch vielleicht beseitigt habe — denn sie, sie war es nicht gewesen, die das Gummi versehentlich zu sich gesteckt und im Privatkonstruktionsbüro verloren hatte, — die Angst um den Vater, zwischen dessen und Lutz Hartners Schuld sie hin- und her schwankte, ließen sie nicht mehr

zur Ruhe kommen. Überarbeitet, erschöpft und apathisch tat sie ihre Pflicht, um sich in jedem freien Augenblick in sich selbst zurückzuziehen und ihren Grübeleien und ihrem Schmerz nachzuhängen.

Wieland Rhomberg wieder glaubte in ihrer nervösen Unruhe, die sie hinter äußerer Kühle kaum verbergen konnte, ein Anzeichen dafür erblicken zu können, daß sie bei der Beseitigung der Pläne die Hand im Spiel gehabt habe. Sie war die einzige, die die Nacht über im Hause gewesen war, die einzige neben ihm und Doktor Cleff, die mit allen Kontrollen genau vertraut war, und wiederum die einzige, die wußte, wie schwer die Sorge auf ihm gelastet hatte, den „Ikarus XI“ nicht rechtzeitig an die Käufer abliefern zu können. Es war klar, daß nur ein edles Motiv in Frage kam, wenn sie die Täterin gewesen war. Sie hatte vielleicht der Qualität der durch Hartner gefundenen Lösung doch nicht ganz vertraut und Zeit beschaffen wollen?! — Wer sonst sollte die Pläne gestohlen haben?! — Außer Lannas und seinen eigenen Fingerabdrücken waren trotz wiederholter Prüfung nur noch diejenigen Dr. Cleffs zu finden gewesen — aber Dr. Cleff in den Kreis der möglichen Täter einbeziehen zu wollen, war fast grotesk. Auch dieser Mann, wenn er die Hand im Spiel hatte, wirklich haben sollte, konnte sich nur von moralisch einwandfreien Gedanken haben leiten lassen.

Ich weiß nicht, wo ich ansetzen soll! war stets Wieland Rhombergs letzte Feststellung, ehe er in der Reihe seiner Gedanken wieder von vorn begann.

Einer Schritt im stillen Landhause am Chiemsee am andern vorbei; jeder scheute vor dem andern zurück; und keiner wagte eine offene Aussprache herbeizuführen.

Der einzige, dessen Wesen gleich geblieben war, war Chefingenieur Dr. Arthur Cleff. Mit leidenschaftlichem, drängendem Eifer bemühte er sich um die Aufhellung des Rätsels, jedoch allein. Ein gemeinsames Arbeiten mit Kommissar Kronstedt, mit dem er in keinen Kontakt gelangen konnte, und fast bei jeder Gelegenheit heftig zusammenprallte, lehnte er ab.

„Ich bin überzeugt, Herr Rhomberg“, sagte er, „daß der Einbrecher und Dieb infolge der Unfähigkeit dieses Kommissars Kronstedt längst den Weg ins Ausland gefunden und dort in Sicherheit gebracht, vielleicht gar schon verkauft hat! Der Konkurrent, der sie erhält, wird sich freuen und ein schweres Stück Geld dafür anzulegen bereit sein, ohne Rücksicht darauf, aus welcher Hand die Gabe kommt! Man müßte selbst etwas tun, damit die ausländischen Behörden sich der Sache energischer annehmen! Ich denke besonders an die Schweiz, an Frankreich und an England, wohin der Dieb sich wahrscheinlich zunächst haben dürfte. Am liebsten würde ich selbst nach Bern, Paris und London fliegen, um den dortigen Herren ein schärferes Tempo beizubringen!“

„Tun Sie es, Doktor! — Fliegen Sie los! In drei Tagen längstens können Sie wieder zurück sein. Sie erweisen dem Werk und mir einen unschätzbaren Dienst, wenn durch Ihre Bemühungen die Pläne wieder herbeigeschafft werden!“

Dr. Cleff verbeugte sich, nervös, erregt und in undämpfbarer Energie.

„Ich fliege sofort nach einigen kurzen Anordnungen im Werk ab! Am liebsten würde ich, um unabhängig zu sein, den Weg in der eigenen Maschine zurücklegen, leider aber habe ich nicht die Lizenzen, schweizerisches, französisches und englisches Gebiet überfliegen zu dürfen, und die vorherige Einholung würde zu viel Zeit beanspruchen. Ich fliege also nach dem Münchener Flugplatz Oberwiesenfeld und von dort aus zunächst mit der Luftkutsche nach Bern!“

„Gut, sehr gut, Doktor!“ bestätigte Wieland Rhomberg.

„Es geht mir wie Ihnen, Herr Rhomberg, ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis die Pläne wieder im Schrank liegen!“

„Ich fliege allein!“ antwortete er später seinem Monteur, „ich lasse die Maschine in Oberwiesenfeld einstellen und benutze sie dann wieder auf dem Rückflug!“

Dr. Cleff hatte den kleinen, braunen Koffer, den er vor dem Besteigen des Flugzeuges mit gleichgültiger Sorgfalt behandelt hatte, mit in den Führerstand genommen und sorgfältig neben sich festgeschnallt. Im Fliegen blickte er ab und zu nach ihm hin; dann nahm sein Gesicht jedesmal den Ausdruck hatten Hohnes und triumphierender Zuversicht an.

„Schade, daß die Sache mit dem Radiergummi misslungen ist und dieser Hartner nicht wenigstens eine Zeitlang die Annehmlichkeiten freien Quartiers und staatlicher Verpflegung hat genießen können!“ murmelte er in das Geräusch des Motors hinein. „Wir werden sehen, wer zuletzt lacht! — Ich, ich werde die Papiere wieder herbeischaffen!“ — Er lachte laut vor Vergnügen. „Die Sache hat wenigstens das Gute gehabt, daß Hartners und Lannas Vertrautheit gesprengt worden ist. Das kann jeder erkennen, der sich dafür interessiert!“

Beim Umsteigen im Flughafen Oberwiesenfeld gab er den kleinen Koffer nicht aus der Hand; auch im Flugzeug der Luftkutsche behielt er ihn stets unauffällig im Auge.

Auf dem Berner Flugplatz kannte man den Chefingenieur der Rhomberg-Werke; die Zollbeamten sahen kaum in seinen willig geöffneten Koffer, der nur flach übereinander liegende Papiere und das Notwendigste für eine kurze Reise enthielt.

Mit gewinnender Liebenswürdigkeit und sicherem Auftreten drang er bis zum Minister des Innern persönlich vor. Mit suggestiver und überzeugender Beredsamkeit gelang es ihm schon in der ersten Audienz, einen Sondererlaß an die Polizeipräsidenten der Schweiz zu erwirken, der eindringlich die schärfste Verfolgung der Angelegenheit des Diebstahls in den Rhomberg-Werken anbefahl.

Sofort depeßierte er über den Erfolg an Wieland Rhomberg mit der Meldung, daß er sogleich nach Paris weiterfliegen würde, um bereits am nächsten Morgen auch den französischen Innenminister für die gleiche Sonderbehandlung zu gewinnen.

## 18.

Boris Georgy Doglow, ehemals Rittmeister der Garde-Husaren des Zaren, Freund und Vertrauter des Fürsten Trufanoff, Sänger und Balalaikaspielder im „Bunten Kafadu“, sprang die Treppen nach den oberen Stockwerken hinauf, so rasch es seine Gewandtheit und der Schein der Taschenlampe im unbeleuchteten Stiegenhause zuließen. Fast atemlos kam er oben an, wo Fürst Trufanoff, um sich von den Freunden und Leidensgefährten noch nicht trennen zu müssen, noch wohnte.

Er trommelte gegen die Tür, und da Iwan nicht gleich erschien, nahm er auch die Häufte zu Hilfe, um sich bemerkbar zu machen.

„Der Fürst?!“ fragte er eilig, jedes Wort sparend, um keine Zeit zu verlieren.

Iwan deutete auf die Türe des Wohnzimmers, an der Doglow sofort anklopfte und nach dem kurzen „Bitte!“, im gleichen Tempo wie vorher eintrat.

„Mitscha! Sehr wichtig, sehr eilig!“

Eben, vor wenigen Minuten, sagte mir unsere Gesinnungsgenossin und Freundin Anastasia Feodora Gorjatschew hinter der Bühne, sie habe in einer der Logen Plätze genommen, um einige Erholungsstunden im „Bunten Kafadu“ zu verbringen. Ein Mann habe sich zu ihr gesetzt, ein Deutscher, der sich sehr zudringlich benommen und als sie ihn energisch zurückgewiesen, formell um Verzeihung gebeten, sich als Doktor Cleff, Chefingenieur der Rhomberg-Werke, vorgestellt habe und nun versuche, unter der Maske gesellschaftlicher Form und Liebenswürdigkeit sie weiterhin zu belästigen. Sie bat mich, einen der Freunde zu ersuchen, sich zu ihr zu setzen und den Fremden auf eine höfliche, aber deutliche Weise zum Rückzug zu zwingen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Sick und sein Rivale.

Von Karl Nils Nicolau.

Je mehr die Dämmerung über das Land fiel, um so stürmender wurde die Fahrt des D-Zuges, der mit ganzer Wucht nach Süden vorstieß, dem Gebirge zu.

Berthold Sid hörte die schrillen Echo's, die von der tosenden Fahrt ausgingen, sehr gut. Denn er war innerlich ganz wach. Und das kam von der großen Gefahr, die über ihm war. Sieben Stunden saß er schon in der Ede des D-Zugabteils und sah in das klare, helle Land hinaus, durch das sie fuhren. Er liebte das Land; noch mehr aber liebte er die Berge, denen er Gesundheit, Aufstieg und Ruhm verdankte. Denn Berthold Sid war ein großer Bergsteiger, berühmt durch viele halbschwerliche Touren, bekannt geworden durch seine Mitwirkung an einigen erfolgreichen Bergfilmen. Aber der Ruhm verführte zum Übermut. Das heißt: man ließ sich zu leicht in Abenteuer ein, nur um die Popularität zu mehren. Für so ein Abenteuer hielt Berthold Sid die Ostwandbesteigung, zu der er gerade unterwegs war und zu der er sich mit seinem erbittertesten Konkurrenten Werner Gröbzig verbündet hatte.

Der Plan war von Gröbzig ausgegangen. Da sie Rivale waren und sich gegenseitig die Popularität nicht abhandeln oder abgaunern konnten, so hatten sie sich zusammengetan, um gemeinsam ihren Ruhm zu steigern. Es mußte etwas ganz Phantastisches sein, etwas beinahe Unmögliches. Und so hatten sie die geplante Ostwandbesteigung bekannt gegeben. Das war ein doppeltes Wagnis bei der vorgeschrittenen Jahreszeit.

Manchmal, wenn Berthold Sid durch das Fenster des Abteils, in dem er jetzt dem Wagnis entgegenfuhr, hineinsah in große, enbloße Wälder oder in kleine Dörfer, die so seltsam unerreicht zwischen ferne Hügel eingebettet sind, dann kamen ihm Gedanken. Eigentlich war das Leben doch auch schön ohne Ruhm. In diesen Augenblicken verhehlte er sich nicht, daß es absoluter Krampf war, was sie taten. Daß es ihnen beiden nicht mehr auf die Versuchung ankam, auf die Gefahr, auf das Wagnis, auf die innere Läuterung, sondern auf die fetten Überschriften in den Zeitungen.

Andererseits gestand sich Berthold Sid ohne weiteres ein, daß Gröbzig ein großer Kletterer war, der vor allem eins hatte: Nerven. Er hatte das jetzt auf der Fahrt auch wieder beobachtet können. Den größten Teil der vielen Stunden, die sie nun unterwegs waren, und die sie sich auf den beiden Fensterplätzen des Abteils gegenüber saßen, hatte Gröbzig schlafend verbracht. Er sah nicht aus dem Fenster, er sah die Leute nicht an, die einstiegen und ausstiegen. Er war nicht einmal aufgewacht, als unterwegs eine alte Frau ein kleines 8-10jähriges Mädchen zusammen mit einem großen Koffer in das Abteil hob, um nach schwerem Abschied das Kind allein abfahren zu lassen.

Die Dämmerung kroch in das Abteil. Lichter brannten noch nicht. Das Gewölbe des Himmels war rot vom Abschied der untergehenden Sonne. Sid sah in den Abend, der immer dunkler wurde. Im Abteil konnte man nichts mehr erkennen. Das Kind saß still in seiner Ede.

Hier und da funkelte in den Dörfern schon ein Licht auf. Gröbzig schlief unentwegt weiter. Sein Atem erfüllte das dämmerige Abteil. Aber auf einmal standen ein paar dünne Dörner in diesem Raum. Die Dörner wurden ein Lied. Das kleine Mädchen in seiner Ede spielte auf einer Mundharmonika. Es spielte alte Volkslieder, wie sie auf den Dörfern bei den alten Leuten noch umgehen.

Sid lauschte atemlos. „Es ist die Angst des Abends“, dachte er, „die in dem Mädchen ist und sie die Zuflucht nehmen läßt zu den kleinen Liedern.“

Immer weiter spielte das Kind; immer schwärzer wurde das Land; immer tiefer wurde der Abend; immer inbrünstiger wurden die Lieder, die eingingen in die Dämmerung. Sid war gebannt.

„Dieses Kind ist mutiger als wir“, dachte er, „denn es hat die große Angst in sich und vollbringt aus dieser Angst doch die große Gläubigkeit, die ihr Herz an ein Lied hängt. Wer von uns Kleingläubigen würde wohl jemals wieder versuchen, die Dinge mit einem Lied zu bannen. Und wem würde es gelingen!“ Einen Moment lang begriff Sid, daß ein dunkler Abend für ein einsames Kind gewaltiger und bedrohlicher ist als alle Gebirge der Welt zusammen es sind für einen Mann und kontinierten Bergsteiger. Das war das Seltsame: er hatte Achtung vor dem Kind. Und er begriff weiter, daß das große Geheimnis nicht nur zwischen den Abgründen hängt, und daß man es in sämtlichen Schluchten der Erde nicht aufzuspüren vermag, wenn die eigene Innerlichkeit verschüttet ist.

Dann polterte der Schaffner in das Abteil und drehte das Licht an. Das Lied des Kindes zerbrach. „Du mußt nun umsteigen“, sagte er zu dem Mädchen. Berthold Sid stand auf und nahm aus seinem Rucksack eine Tafel Schokolade, die er dem kleinen Mädchen gab. Er sagte nur: „Ich danke dir schon!“

Nach einer halben Stunde stand das Kind auf und schleppte mühsam den viel zu schweren Koffer ein kleines Stück auf den

Gang hinaus. Sid sprang auf und trug den Koffer den Wagen entlang.

„In welchen Zug steigst du um?“ fragte er.

„Ich muß nach dem Bahnsteig drei“, antwortete das Kind, nachdem es auf einen Zettel gesehen hatte, den es in der Hand hatte.

Sid stieg aus. Er half auch dem Kinde. „Ich werde dich überbringen“, sagte er. Auf der einen Seite trug er den Koffer, auf der anderen Seite hatte er das Kind an der Hand. Sie mußten durch eine lange Unterführung. Dann ging es wieder eine Treppe hinauf. Sid verstaute das kleine Mädchen in den Personenzug, der dort hielt. Das Kind sagte nichts, als es sich verabschiedete. Aber seine Augen leuchteten. Und dann machte es noch so eine halbe Gebärde des Winkens — wie ein Segnen, das in der Luft hängen blieb.

Als Sid auf seinen Bahnsteig zurückkam, sah er gerade noch die Schlußlichter seines D-Zuges in der Nacht verschwinden.

Das bedeutete, daß er erst in vierzehn Stunden würde weiterfahren können. Er sah also ohne Gepäc in einem kleinen Eisenbahnnotenpunkt. Um die Sachen brachte er nicht; „Gröbzig wird sie schon an sich nehmen“, dachte er. „Aber die Tour — was wird aus der Tour werden? Die Termine wird man nicht einhalten können. Morgen früh wollten wir beide schon aufsteigen ins Gebirge. Und ich sage hier noch elend fest!“

Sid ging durch den kleinen Ort und suchte sich Unterkunft.

Gröbzig suchte, als er das Fehlen Sids bemerkte, den ganzen Zug ab.

Dann warf er sofort seine Pläne herum. Es reute ihn sowieso schon lange, daß er sich mit Sid verbündet hatte. Dies war die Chance! Die Tour war überall angehängt. Da sie beide berühmt waren, war die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit für das Projekt doppelt groß. „Jetzt werde ich die Tour allein machen — ohne Sid — mit irgendeinem jungen Tiroler Bauern zusammen, den ich mir noch heute abend suchen werde“ — überlegte er.

Als der Zug in der Station nahe der Ostwand ankam, gab Gröbzig Sids Gepäc unter Angabe des Sachverhalts beim Stationsvorsteher ab.

Dann machte er sich auf und nahm im Dorf Quartier. Er überredete den Sohn des Gastwirts, einen mittelmäßigen Bergsteiger, mit ihm die Tour zu wagen.

In der Frühe des Morgens schon schlichen die beiden der Ostwand entgegen.

Als Sid mit vierzehn Stunden Verspätung in dem Dorf eintraf, das zum Ausgangspunkt der Partie gewählt war, erfuhr er, daß Gröbzig schon mit einem anderen aufgestiegen war. Er nahm Quartier in dem einzigen Gasthaus, das es dort gab. Dann holte er seine Sachen ab beim Stationsvorsteher.

Schwer schleiften dunkle Wolken über die Ostwand. Einen Moment lang überlegte Sid, ob er den beiden nicht nachsteigen sollte. Aber der Vorsprung war zu groß. Es war aussichtslos.

Vielleicht lehrte Gröbzig doch noch um, wenn sich die Unzulänglichkeit seines Partners herausstellen würde. Es blieb für Sid weiter nichts übrig, als zu warten.

Am Abend dieses Tages setzte überauschend ein Unwetter ein. Der Wind riß an den Bergen und an den Häusern. Manchmal hing der Mond einen Moment lang zwischen den Spitzen der Berge wie ein Grinsen aus Feuer und Sturm.

Sid sah die ganze Nacht am Fenster und sah in das blasse Dunkel hinaus. Er dachte alle Möglichkeiten durch, mit denen man den beiden aufgestiegenen Männern helfen konnte. Er fand keinen Ausweg.

Lange nach Mitternacht klopfte es an seine Tür. Der Wirt und seine Frau traten ins Zimmer.

Beide hatten verweinte Augen, und der Mann sagte: „Ist unser Sohn verloren?“

„Das weiß nur Gott!“ sagte Sid langsam.

Die Mutter aber, — die Frau des Gastwirts, weinte leise vor sich hin. „Ihr aus den Städten“, — sagte sie — „ihr kommt mit euren verbrecherischen Sensationsplänen her und nehmt uns die Söhne! Ihr ahnungslosen Tölpel!“

Sid sah regungslos da. Er sah in das Dunkel hinaus, das sich in den Bergen verlor.

Die Frau weinte leise weiter. Dann begann sie laut für ihren Sohn zu beten.

Und Sid faltete seine Hände, — wie er es seit seiner Kindheit nicht mehr getan hatte, — und betete mit für seinen Kameraden, der draußen an der Ostwand hing mitten im Sturm. Und die Augen des Kindes vom vorherigen Abend leuchteten mitten aus dem Gebet.

Drei Tage später fand man Werner Gröbzig und den Sohn des Gastwirts tot in einer Schlucht. Sie waren beide aus großer Höhe abgestürzt.

Sid aber ist ein anderer geworden, seit er erfahren hat, wie das Lied eines Kindes einen Mann errettete. Seit er weiß, daß vor Gott nicht der Prunk der Tat gilt, sondern ihre Güte.

## Im Speisewagen.

Von Theodor Mundt.

„Donnerwetter“, dachte Karl Sievers und hatte soeben den Speisewagen betreten. „Da sitzt doch die Frau von neulich“... einen Augenblick blieb er unentschlossen stehen; kein Zweifel, sie war es. Er ging an ihren Tisch.

„Gestatten Sie, meine Gnädigste, daß ich unsere flüchtige Bekanntschaft erneuere?“

Die junge Dame sah einen Augenblick befremdet zu ihm auf. Dann erkannte auch sie ihn, und in ihren dunklen Augen blühte es auf.

„Aber mit Vergnügen“, erwiderte sie erseht und reichte ihm die Hand. „Ich bin Ihnen doch sehr zu Dank verpflichtet...“

„Nicht der Rede wert“, wollte Sievers ab und setzte sich.

„Wie können Sie das sagen? Glauben Sie, ich hätte mich alleine der beiden Kerle erwehren können?“

„Fast möchte ich es annehmen. Die Gewandtheit, mit der Sie sich von dem einen befreiten und ihm den Dolch in den Arm stecken, verdient alle Achtung.“

„Aber der andere! Wenn Sie nicht zur rechten Zeit gekommen wären und ihm einen Kinnhaken versezt hätten... na, ich danke, der war nicht von schlechten Eltern! Wenn ich das mit meiner Faust hätte zuwege bringen sollen“, sie betrachtete toter ihre schmalen, gepflügten Hände — „du lieber Gott, so schwach.“

„Den Eindruck hatte ich nicht. Sie hielten ihr Täschchen recht fest in der Hand.“

„Mein lieber Herr, wenn Sie fünftausend Mark bei sich tragen...“

„Fünftausend Mark?“ wiederholte er erstaunt. „Na hören Sie und damit gehen Sie nachts allein auf der Straße spazieren? So ein Reichtum!... Aber da hatten Sie mehr Glück als...“

„Verstand?“ Sie lachte hell auf.

„... als ich, wollte ich sagen. Denn mir sind tatsächlich fünftausend Mark gestohlen worden, und zwar — stellen Sie sich diese Frechheit vor! — aus verschlossenem Koffer im verschlossenen Hotelzimmer.“

„Nicht möglich!“ Die schöne Frau schien betroffen. „Und in welchem Hotel, wenn ich fragen darf?“

„Im Atlantic.“

„Im Atlantic?“ Sie war sprachlos und sah ihn entgeistert an.

„Unerschrocken“, fuhr sie dann fort, „diese Einbrecher heutzutage.“

„Einbrecher? Gott bewahre... eine Einbrecherin.“

„???“

„Natürlich! Und zwar vermutet man hinter ihr die berühmte Lola Renee. Sie haben sicher schon von ihr gehört.“

„Lola Renee... Lola Renee... ja, ja, ich glaube von ihr gelesen zu haben; scheint ja ein tolles Frauenzimmer zu sein.“

„Toll? Was heißt hier toll? Bodenlos schlecht ist diese Person!“

„Finden Sie? Ich weiß nicht, irgendwie imponiert mir so eine Frau. Bedenken Sie, welch ein Mut...“

„Sie verteidigen diese Verbrecherin?“ fragte Sievers verwundert, „da verstehe ich Sie wirklich nicht. Ob Mann oder Frau, spielt in dem Fall gar keine Rolle. Subjekte dieser Art gehören hinter Schloß und Riegel, und irgendwelche Sentimentalität ihnen gegenüber, wie sie heutzutage sich so gerne äußert, ist nicht am Platze.“

„Sie sind grausam“, meinte die junge Frau und schien gar nicht einverstanden mit den Worten ihres Tischgenossen. Sie war verstimmt. Dann stand sie auf. „Ich bin müde. Wenn es Ihnen recht ist, treffen wir uns nachher noch einmal auf ein Täßchen Kaffee. Sagen wir in einer Stunde.“

„Gerne“, erwiderte Sievers und geleitete die junge Dame in ihr Atelier.

Die Stunde war schon vorüber. Sie kam nicht. Sievers wartete und wartete. Schließlich ging er in ihr Atelier.

„Die Dame ist bereits an der vorletzten Station ausgestiegen“, sagte ihm ein Herr. Ausgestiegen? Verstimmt lehrte er auf seinen Platz zurück. Warum hatte sie ihn versezt, ihn angelogen? Der Gedanke quälte ihn... Weiberlaunen... lächerlich! suchte er sich zu beruhigen. Aber es wollte nicht recht gelingen.

Der Zug hielt. Sievers hatte sein Ziel erreicht. Er stand auf und zog seinen Mantel an. Naun, was steckte denn da in der Brusttasche? Ein Brief? Er zog ihn heraus und öffnete ihn. Ein Bündel Banknoten lag zum Vorschein. Ein Zettel lag dabei. Hastig griff er danach und las:

„Mein Herr! Sie haben mir eine Lektion erteilt; aber sie war zwecklos, denn ich liebe mein Handwerk. Doch ich habe ein Herz und dieses Herz hat seine schwachen Stunden. Sie werden mich verstehen.“

Lola Renee.

„Tolles Frauenzimmer“, murmelte Sievers und wollte den Zettel zerreißen. Aber nein — er las ihn noch einmal und schüttelte den Kopf. Dann steckte er den Zettel sorgfältig gefaltet mit den Banknoten in seine Brusttasche. Schade, sehr schade, dachte er und stieg aus.

## Fido.

Eine Tiergeschichte aus Italien.

Von Thea Reimann.

Seit Castagnolo, der Sardinienhändler, gestorben war, hatte Fido keinen Herrn mehr. Ach, ein herrenloser Hund ist ein unglückliches, ewig hungriges Geschöpf. Niemand mag ihn, überall wird er weggejagt, und er muß sich mit den Resten zufrieden geben, die er nachts in den Mülleimern der Höfe findet, oder mit den abgenagten Knochen, die seine glücklicheren Kameraden übrig gelassen haben. Fido hatte sich auf den Feldern Eidechsen, Mäuse oder halbflügelige Vögel fangen können; aber er war nicht wild genug, um andere Lebewesen zu töten. Und so waren seine Flanken schon ganz schmal geworden vom vielen Hungern, und seine dünnen Beine wurden ihm oft müde.

Tagsüber lief Fido querselber von Dorf zu Dorf, als wolle er Castagnolo, seinen toten Herrn suchen. Nachts schlief er in den verlassenen Scheunen. Dann träumte er von früheren, besseren Tagen, von der Zeit, da er noch einen Herrn hatte. Damals wußte er nicht, was Hunger ist. Damals hatten die Jungen auf der Straße noch Angst vor ihm und warfen ihn nicht, wie jetzt, mit Steinen. Damals! Das war ein lustiges Leben! Wie hatten ihm vergnügt die Ohren um den Kopf geschlappt, wenn er, um das faule Raustier seines Herrn zu nesen, ihm zwischen den Beinen hindurchgaloppiert war! Und wenn er müde unter dem zweirädrigen Karren trottete, hatte sein Herr ihn oft gerufen: „Ch! Fido! Hast du Hunger?“ Und mit einem Satz war er hinaufgesprungen. Da holte Castagnolo den Brotbeutel unter der Wagenbank hervor und teilte seine Polenta mit Fido. Ihr wußt nicht, was Polenta ist? Ein festgewordener, goldgelber Maisbrei, der hungrigen Menschen und Tieren vortrefflich schmeckt. Wie oft war auch ein Scheibchen Wurst abgefallen, ein Stück Fleisch oder ein paar silberschimmernde Sardinen!

Das war nun alles lange schon her. Acht Monate! Dem armen Fido schien es eine Ewigkeit. Seit sein Herr nicht mehr von Dorf zu Dorf fuhr, nicht mehr mit lustigen Diebern die Käufer anlockte, kümmerte sich kein Mensch mehr um ihn. Wenn er nur wenigstens Andrea träfe, der würde sich gewiß an ihn erinnern. Wie oft hatte Castagnolo den Kriegsblinden auf seinem Karren mitgenommen! Dann hatten sie, wie zwei gute Freunde, vergnügt die Polenta geteilt, und Andrea hatte manchmal gesagt: „Ja, Fido, einen solchen Kerl wie dich könnt ich gebrauchen! Willst du nicht mitkommen?“ Damals wollte er freilich nicht. Aber jetzt, da sein guter Herr tot war, wäre Fido glücklich gewesen, Andreas Freund und Führer zu sein. — Doch so viel er auch umhertrottete, er traf ihn nicht.

Indessen hatte Andrea oft an den treuen Hund seines Freundes Castagnolo gedacht. Wenn Andrea von einem Bauerngehöft zum anderen wanderte, um sich den Lebensunterhalt mit Korbflechten und Ausbessern der alten strohbezogenen Stühle zu verdienen, hatte er oft gewünscht, Fido zum Führer zu haben. Der Verdienst würde schon gut für zwei reichen.

Mit solchen Gedanken, mit regelrechter Sehnsucht im Herzen, sah Andrea auf der Mauermauer des stillen Flusses. Die Sonne schien liebevoll und malte glühende Ringe aufs Wasser. Andrea sah es nicht; vor seinen Augen lag ewige Nacht. Er sog den starken Duft der Frühlingswiesen ein und glaubte, einzelne Blumen-gerüche unterscheiden zu können. „Weilchen“, dachte er und tastete sich vorsichtig zum Flussufer hinab. Die Wiese war noch naß vom Morgentau, der Boden feucht. Und als Andrea sich niederbückte, um zärtlich nach den Blumen zu langen, gab unter seinen ungeschulten Füßen das Erdreich nach, und der Blinde glitt mit einem Schreckensschrei in das stille, tiefe Gewässer.

„Fido!“ rief er (denn er war noch mit seinen Gedanken bei dem guten Tier). „Fido!“

In den Büschen am Ufer knachte es; ein dürrer Schatten flog wie ein Pfeil über die Wiese, und wie ein riesiger Stein plumpste etwas ins Wasser. Zwei große Ohren schwammen wie Klumpen dahin, und schnaufend und paddelnd erreichte Fido den Ertrinkenden. Mit der letzten Kraft seines erschöpften Körpers zerrte der Hund den Ohnmächtigen ans Ufer, auf die Wiese voll Weilchen.

Zitternd vor Frieren und freudiger Erregung hielt Fido neben dem Geretteten Wache, bis er aus seiner tiefen Ohnmacht zu sich kam. Andrea glaubte, geträumt zu haben, aber seine nassen Kleider und Fido, der ihm unablässig die Hände leckte, überzeugten ihn von der Wirklichkeit. Er tastete nach Fidos Körper.

„Fido, mein guter alter Kerl du! Wie bist du mager geworden!“

Dide Tränen liefen Andrea aus den erblindeten Augen. Er ging zur Brücke zurück, wo noch sein Wanderpäckchen lag. Da konnte Fido sich zum ersten Male wieder satt essen.

Und nun hatte Fido wieder einen Herrn.